

LITURGIE UND PSYCHOLOGIE

Der nachfolgende Beitrag versucht von der psychologischen Seite, von den kollektiven Urbildern und Archetypen her, das Verständnis für Liturgie aufzuschließen. Wir legen diese Gedanken vor, ohne zunächst eine eigene Stellungnahme zu beziehen.

Die Schriftleitung

Nichts ist im Verstand, als was schon vorher im Sinn gewesen ist. Dieser Satz der Sensualisten des ausgehenden 17. Jahrhunderts ist wohl von Leibniz dahin verbessert worden, daß der Verstand mit seiner Eigen-gesetzlichkeit zugleich mit den fünf Sinnen gegeben ist. Aber selbst in dieser Auffassung scheint der Verstand gewissermaßen nur als eine Potenz zu verbleiben, die des Anreizes von außen bedarf, um Ideen hervor-zubringen. Plato hingegen hatte den Verstand als eine Fakultät betrachtet, die bereits von Natur aus und vor jedem Kontakt mit der Außenwelt mit einer Reihe von Urbildern ausgerüstet ist.

Unsere Absicht ist es hier jedoch nicht, den alten klassischen Streit der Philosophen aufs neue anzufachen. Uns geht es nur um Psychologie, und zwar um experimentelle Psychologie, im Gegensatz zur rationellen Seelenkunde im Sinne des Thomismus mit Hinwendung auf Kult und Liturgie. Die Erwähnung des philosophischen Zwistes soll uns hier nur einen bequemen Ausgangspunkt liefern.

Die moderne Psychologie bietet uns nämlich vom Menschen eine Auffassung, die sich entschieden der Ideenlehre eines Plato nähert.

Zwar handelt es sich für die modernen Seelenforscher nicht in erster Linie um eigentliche Ideen, das heißt abstrakte, universale Begriffe, sondern vielmehr um Bilder oder, noch besser gesagt, um Sinn- und Vor-bilder, in denen sinnliche Anschauung eng mit geistiger Bedeutung sich paart.

Den Romantikern waren diese Bilder sehr wohl bekannt. Sie lebten unter ihrem Banne und waren ihrer Macht wehrlos ausgeliefert, was ihre seelische Zerfahrenheit und Unbeständigkeit in weitem Maße erklärt¹⁾.

Aber erst im 20. Jahrhundert sind sie Gegenstand einer systematischen Untersuchung geworden. Den Anstoß zu dieser Forschung gab Freud, der Begründer der Tiefenpsychologie. Der eigentliche Meister auf diesem Gebiet wird aber immer Freuds dissidenter Schüler C. G. Jung bleiben.

Das große Verdienst dieses genialen Psychologen ist es, die Wirklich-keit allgemeiner Bilder nachgewiesen zu haben, die nicht auf äußerer individueller Erfahrung beruhen, sondern mit der Psyche schlechthin gegeben sind. Sie bilden den Inhalt des kollektiven Unbewußten, das heißt eine Welt von Bildern, die in den tiefsten Abgründen der menschlichen Seele verwurzelt sind.

Diese Bilder nun nennt Jung Archetypen, mit einem Ausdruck, dessen platonischer Ursprung nicht besonders hervorgehoben zu werden braucht. Sie beziehen sich auf allgemeine menschliche und kosmische Situationen, wie z. B. Verhältnis von Mann und Frau, Vater oder Mutter und Kind, Mensch und Natur, Sehnsucht nach fernen Inseln, Wiedergeburt und dergleichen mehr. Denken wir hier nur an den Mythos von Cybele und Attis.

¹⁾ Aniela Jaffe, Bilder und Symbole aus E. T. A. Hoffmanns Märchen „Der goldene Topf“, in C. G. Jung: Gestaltungen des Unbewußten. Zürich, Rascher, 1950, S. 242.

Wie wir es schon gebührend hervorgehoben haben, entstammen sie nicht individueller Erfahrung. Sie stellen vielmehr Urerfahrungen der ganzen Menschheit dar, welche diese im Verlauf der Vorgeschichte seit den Uranfängen gemacht hat. Dieser Umstand erklärt übrigens, warum sie sich, trotz verschiedener, örtlich und zeitlich bestimmter Affabulation, identisch in allen Zonen und Jahrtausenden vorfinden. Aber gerade diese räumliche und zeitliche Universalität begründet ihre Macht über die menschliche Psyche.

Daß eine solche Theorie mancherlei Bedenken hervorruft, ist wohl selbstverständlich. Erörtern wir zunächst nur einmal die Schwierigkeiten, die sich aus einer erblichen Übertragung der Archetypen von Geschlecht zu Geschlecht ergeben. Alsdann die Tatsache selbst, daß die Jungschen Theorien so allgemein und so heftig angegriffen worden sind. Denn, so folgern ihre Gegner, wenn diese angeblichen Urbilder allgemeine menschliche Erfahrungen darstellen, da sie doch als Inhalte des kollektiven Unbewußten definiert werden, wie kommt es, daß ihre Existenz überhaupt nur einem Zweifel unterworfen werden könne?

Diese Einwände zu entkräften ist jedoch für Jung nur ein Kinderspiel. Zuerst unterstreicht er, daß diese Urbilder meist nur unbewußt erlebt oder vielmehr gelebt werden, um einer Unterscheidung, die auf William Stern zurückgeht, Rechnung zu tragen. Zweitens bemerkt er, daß nicht alle Urbilder zugleich konstelliert werden, sondern nur diejenigen, die einer geschichtlichen und kulturellen Lage entsprechen. Die andern führen in der Psyche gewissermaßen ein latentes Schattendasein oder sind durch die Erlebnissgier einer extravertierten Welt verschüttet, wie Quellen von Schutt und Gestein überlagert werden können. Überhaupt aber werden die Archetypen meistens nur von Dichtern, Künstlern, Mystikern und großen Staatsmännern bewußt erlebt. Diese Zusammenhänge sind besonders klar von Rank eingesehen worden.

Hier interessiert uns jedoch besonders eine spezifische Eigenschaft des Unbewußten. Dieses stellt nämlich eine äußerst dynamische Funktion dar, die bewirkt, daß die unbewußten seelischen Inhalte nicht untätig in dunkeln Hintergründen dämmern, wie man das allgemein annimmt. Sie werden vielmehr auf geeignete Gegenstände der Außenwelt projiziert und so irgendwie erlebt. Es ist das ein Grundgesetz der Psychologie des Unbewußten, das man nie aus den Augen verlieren darf. Diese Projektion ist für unser Thema von höchster Bedeutung, wie wir gleich sehen werden.

Durch irgendeinen äußeren Umstand wird z. B. in einem Kind das Bild der bösen Mutter konstelliert. Dieses Bild wird auf die wirkliche Mutter projiziert, obwohl dieselbe dem Urbild vielleicht nur sehr wenig entspricht. Der praktische Ausgang der Sache ist, daß die Mutter von ihrem Kinde als boshaft betrachtet wird.

Bevor wir jedoch weitergehen, schulden wir dem Leser ein Beispiel, das unzweideutig dartut, wie ein Archetypus verschüttet und durch äußere Umstände wieder erweckt werden kann.

Wie man weiß, gibt es in Südfrankreich, an den Ufern der Rhone, heute noch zahlreiche Biber, welche sich von ihren amerikanischen Vettern nur insofern unterscheiden, daß sie, anstatt ihre Brutstätte in Holzbauten unterzubringen, dieselben im Innern der Uferdämme anlegen. Nun geschah es vor einigen Jahren, daß ein hochträchtiges Biberweibchen eingefangen und in den Park von Parjurade eingeliefert wurde. Da ihm jedoch zu wenig Zeit verblieb, das Brutnest nach althergebrachter französischer

Bibersitte in den Uferdamm einzugraben, begab es sich kurzerhand daran, dasselbe in einem Holzbau unterzubringen, ganz nach amerikanischem Muster.

Was war geschehen? Durch den Druck der äußeren Umstände war ganz einfach in der Psyche des Biberweibchens ein Urbild konstelliert worden, das vielleicht schon über mehrere hunderttausend Jahre in der kollektiven Psyche der französischen Biber geschlummert hatte²⁾.

Wie aus diesem Beispiel klar ersichtlich ist, sind diese Archetypen nicht nur Bilder im engen Sinne des Wortes. Sie stellen so recht eigentlich Vorbilder dar, die Mensch und Tier zu spezifischen Haltungen und Handlungen der Außenwelt gegenüber anleiten. Deswegen nennt sie Jung auch „patterns of behavior“, welche der Gattung als solcher eignen.

Unter diesen Urbildern stehen die religiösen und kosmischen an erster Stelle, wie denn überhaupt die Religion eine vorwiegend kollektive Wirklichkeit darstellt und in der Einzelpsyche eine zentrale Funktion ausübt.

An typischen Beispielen fehlt es hier nicht. In fast allen Mythologien findet sich z. B. das Thema der wunderbaren Geburt vor. Wir verweisen hier nur auf die Geburt des Buddha aus der Seite der Maja, die Geburt der griechischen Göttinnen, die alle aus dem Meeresschoß entspringen, im Gegensatz zu den Göttern, die Befruchtung durch einen bloßen Blick, von der die Rede ist im mittelalterlichen Sagenkreis des Klingsor und des Merlin. Alsdann sei auch der Verrat des Helden durch seine nächsten Freunde angeführt. In dieser Hinsicht wird Siegfried immer das klassische Beispiel bleiben. Eine Perle in diesem Zusammenhang bildet die Zeichnung eines achtjährigen Jungen, der, in Ödipusschwierigkeiten befangen, sich zur Strafe in einem Opfermal von Kannibalen verzehren läßt. Parallelen zu all diesen Themen ließen sich in den meisten Mythologien aufweisen.

Mit diesen Ausführungen betreten wir ein nur wenig erforschtes Neuland, in dem wir uns nur sehr vorsichtig vorantasten dürfen. Denn wenn auch die Wirklichkeit der Urbilder nicht mehr ernstlich in Frage gestellt werden kann, so werfen doch die Jung'schen Theorien eine Anzahl von Problemen auf, die wir einer aufmerksamen Prüfung unterziehen müssen.

Jung betrachtet nämlich alle positiven Religionen sozusagen als nur ebenso viele Spiegelbilder der seelischen Innenwelt und ebenso viele Abwandlungen der Archetypen, die wegen ihrer Unbewußtheit auf äußere Gegenstände projiziert sind. Demzufolge sind sie gewissermaßen nur ein Ausfluß der menschlichen Schöpferkraft, deren Aufgabe darin besteht, typische Haltungen dem Kosmos gegenüber wachzurufen. Sobald jedoch das Göttliche in Frage kommt, weicht Jung erschreckt vor seiner eigenen Theorie zurück. Für ihn gibt es eben keinen transzendenten Gott, dem ontologische Wirksamkeit und Eigenpersönlichkeit zukäme. Gott ist nur ein subjektives Seelenerlebnis. Er ist der Ausdruck der Totalität des Selbst, welches selbst aufgefaßt wird als die erste und letzte seelische Instanz. Im allgemeinen kann über Gott als einer metaphysischen Größe nichts ausgesagt werden.

Jung zeigt sich hier noch ganz in Kantschen Gedankengängen befangen, denen zufolge über das Numen nichts ausgesagt werden kann. Was aber noch schlimmer ist, Jung erweist sich seinen eigenen Postulaten gegenüber

²⁾ Dr. Henri Arthus, *De la théorie des gènes aux idées de Platon*; in *Psyché* Nr. 92.

untreu. Er will nämlich im Prinzip die Archetypen als Vorbilder betrachtet wissen, die den Menschen zu spezifischen Haltungen den kosmischen Wirklichkeiten gegenüber veranlassen. Nur wenn es sich um Gott handelt, huft Jung furchtsam zurück und degradiert ihn zu einem innerseelischen Erlebnis. Dieser Widerspruch in den Jungschen Gedankengängen ist besonders von Caruso aufgedeckt worden³⁾.

Der Züricher Psychologe scheint vollständig zu vergessen, daß die Schöpfung gleichsam ein achtbares Sakrament darstellt, das uns die Wirklichkeit eines transzendenten Gottes offenbart. Es entgeht ihm desgleichen, daß der menschliche Geist aus sich heraus imstande ist, die Existenz eines persönlichen Gottes zu beweisen. Die geschichtliche, übernatürliche Offenbarung, wie sie in den Evangelien und in den Apostelbriefen niedergelegt ist, betrachtet er nur als den Ausfluß eines seelischen Erlösermythos. Damit aber stellt sich Jung, wie er es übrigens selbst von sich bekennt, auf den äußersten Flügel im Parlament des protestantischen Geistes.

Kurz, in positiv religiöser und metaphysischer Hinsicht erweisen sich die Jungschen Positionen als völlig unhaltbar. Diesem Urteil muß aber sofort hinzugefügt werden, daß damit nicht das Geringste gegen die Wirklichkeit der Archetypen ausgesagt ist. Und wenn wir auch die Tragweite dieser Theorien beanstanden und beschränken müssen, eines ist sicher: an der Existenz der Urbilder kann nicht gezweifelt werden. (2. Teil folgt)

Altkirch (Haut-Rhin)

P. J. Nass

DANK FÜR DAS „LITURGISCHE“ JAHR 1957

Aus der amerikanischen liturgischen Zeitschrift „Worship“ (Jänner 1958) entnahmen wir folgende übersichtliche Zusammenfassung.

Die Schriftleitung

„Für die Kirche bedeutet die Liturgie heute einen Gegenstand der Sorge, denn sie muß einesteils ihren Fortschritt fördern, andernteils aber auf ihre Erhaltung und Verteidigung bedacht sein“, sagte Papst Pius XII. Ende 1956 beim Abschluß des Kongresses von Assisi. „Die Kirche kehrt zur Vergangenheit zurück“, fuhr er fort, „ohne sie sklavisch nachzuahmen, und schafft Neues in den Zeremonien selbst, im Gebrauch der Volkssprache, im Volksgesang und im Kirchenneubau“ (L'Osservatore Romano, Nr. 222, 24./25. September 1956)*). In diesem bestimmten Rahmen wollen wir die päpstlichen Dokumente über liturgische Fragen aus dem Jahre 1957 zusammenstellen, soweit sie bis jetzt (Ende November) bekanntgeworden sind.

Ordinationen und Deklarationen zum neuen Karwochenritus: Dieser Erlaß der Heiligen Ritenkongregation vom 1. Februar wurde zuerst im Osservatore Romano vom 15. Februar abgedruckt; in den „Acta“ findet er sich auf den Seiten 91 bis 95. Durch ihn wurde die neue Karwochenfeier einem weit größeren Kreis zugänglich gemacht, weil die Zeitgrenze für die Abhaltung der Gottesdienste beträchtlich erweitert und (wo notwendig) eine „kurze Form“ der Kreuzverehrung des Volkes am Karfreitag gestattet wurde. Am 5. Februar genehmigte dieselbe Kongregation die Muster-

³⁾ Mircea Eliade, Chasteté, sexualité et vie mystique chez les primitifs. In *Mystique et Continence*, Paris, Desclée de Brouwer, 1952.

^{*)} Vgl. „Heiliger Dienst“, IV/1956, S. 249 f. Die Red. „Hl. Dienst“.